

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

 Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Belinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. M. — Man pränumerirt im Kommissionamt zu Ofen, in J. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Ein amerikanischer Zeitungsschreiber.

(Aus den Reveries of a Quiet Man. London 1832.)

Der Herausgeber eines amerikanischen Journals fand in einem Artikel, den ich in einer andern Zeitung einrücken ließ, etwas, das ihm mißfällig war, und suchte denselben in einer groben und schmähenden Erwiderung vor den Augen des Publikums herabzusetzen. In meiner Entgegnung darauf antwortete ich ihm mit vieler Mäßigung und gab ihm die Erklärung, daß er meinen Worten eine falsche Auslegung untergeschoben habe. In seinem nächsten Blatte las ich nun Folgendes, was einen Begriff von dem Geiste geben mag, in welchem man dort die Freiheit der Presse benutz: „Herr M . . . von . . . ist ein meuchelmörderischer Schurke. Er ist einer von den Halbpfers-Halb Alligator-Geschöpfen und ein wenig von einem Dampfbootmenschen. Dieser elende Wicht, den ich nicht mit einer Zange anfassen möchte, ausgenommen um ihm die Züchtigung zu erteilen, die seine unverschämte Frechheit verdient — dieser niederträchtige Abschraum der menschlichen Gesellschaft, der von unsern Institutionen und unserm Lande schwagt, ist ein Engländer, der, wenn er gesunden Menschenverstand genug hätte, um den Namen der verworfenen Partei zu kennen, deren schmutzige Grundsätze er als ein feiler Nieshling verbreitet, sich selbst einen Torg schelten würde. Wir werden ihm die Hundspeitsche geben, sobald wir Zeit finden, die Stadt zu besuchen, die er durch seine giftige Gegenwart verpestet.

Doch soll er nicht glauben, daß er inzwischen den Brandmalen entgehen werde, welche die lange Reihe seiner feigen Lügen verdient. Wir, Thomas Jenkins, verbürgen uns, unsern Lesern zu beweisen, daß er ein meineidiger Schuft und so alles gewöhnlichen menschlichen Ehrgefühls baar ist, daß die Erde sich unter seinen Füßen aufstehn möchte.“ Nun mochte Herr Thomas Jenkins ein ganz ehrenwerther Name sein; allein ich hatte vorher nie etwas von ihm gehört. Natürlich war ich darüber sehr entrüstet und gelobte mir innerlich, daß wenn ich jemals mit diesem Ehrenmanne zusammentreffen sollte, ihm einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit zukommen zu lassen. Eines Nachmittags erhielt ich einen Besuch von einem kleinen Miniaturstutzerchen, mit spanischem Röhrchen und Knebelbürtchen. Er sah bleich und schwindfüchtig aus und hatte jene Art Husten, die einen ordentlichen Mann an ein silbes Plätzchen in der Ecke eines Dorfkirchhofes erinnert und zu moralischen Betrachtungen veranlaßt. Eine Halsbinde, in die sich sein Kinn begrub, und eine Art einstu: dirte Geziertheit, mit der er seine dünnen Gehwerkzeuge mit seinem Stöckchen hämmerte, ließ bemerken, daß die prekläre Person, die ich vor mir hatte, so lange ihr noch auf Erden zu wandeln vergönnt war, sich in dem möglichst vortheilhaftesten Lichte zu zeigen bemühte. „Habe ich die Ehre, sagte er mit höchst liebenswürdigem süßen Lächeln, den Herausgeber des — zu sprechen?“ — „Zu dienen, ich bin es,“ erwiderte ich. — „Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir,“ sagte er. „Es ist das erste Mal, daß ich diese Stadt besuche, und meine Freunde waren so gütig, mir Empfehlungsbriefe an einige ihrer Mitbürger zu geben, darf ich Sie bitten, dies zu lesen?“ — Mit diesen Worten händigte er mir einen Brief ein, schlug seine Stiefel mit dem spanischen Röhrchen, gähnte und ließ seine Augen mit der Selbstzufriedenheit eines Ge: ren umherschweifen. Ich las Folgendes: „Mein werther Herr. — Durch Gegenwärtiges werden Sie die Bekanntschaft meines trefflichen Freundes, des Herrn Thomas Jenkins, Herausgeber des — das hier, machen. Er ist ein Gentleman von Bildung, und ich würde mich für jede Gefälligkeit, die Sie ihm während seines Aufenthaltes in Ihrer Stadt erzeigen könnten, ungemein verbunden erachten u. s. w.“ Sobald meine Ueberraschung mich zu Worte kommen ließ, sagte ich: „Wie, unverschämter Mensch, Sie können es wagen, Sir, Ihr Gesicht in den Bereich eines Mannes zu bringen, den Sie so schmähtlich mißhandelt und beschimpft haben?“ Bei diesen Worten packte ich ihn an seinem mächtigen Halsgarte, hielt aber inne, als ich auf seinem Gesichte das äußerste Ersauern laß. „Mißhandelt?

Bef
um
sich
aus
nah
ich,
Blat
stam
dies
begr
Hal
füh
Ant
die
meu
gun
mich
Sir
ser
es j
Alle
Sie
kein
Ich
kenn
gesch
ja,
Man
nicht
Sie
lich.
Wei
ert
nich

der
durd

Beschimpft?“ rief er. „Wer? Ich, mein werther Herr? Ich bitte um Vergebung. Hier muß ein Mißverständniß obwalten. Sie irren sich wahrscheinlich in der Person. Mein Name ist Jenkins, wie Sie aus dem Brief ersehen — Jenkins — Thomas Jenkins.“ — Ich nahm ein Blatt seiner Zeitung zur Hand. „Sind Sie,“ fragte ich, „der Herausgeber dieses infamen, brutalen und frechen Schmähsblattes?“ — „Wie, meine Zeitung hier? — Ja, in der That“ — stammelte er. „Ja, Sir,“ fuhr er fort, „ich bin der Herausgeber dieses Blattes. Aber bei meiner Seele, Sir, diese Sprache — ich begreife nicht.“ — „Da lesen Sie,“ rief ich, indem ich ihn an der Halsbinde auf die Stelle hinstellte, die ich oben in Betreff meiner anführte. „Lesen Sie diese Frechheit! Schrieben Sie diesen Artikel? Antworten Sie.“ — „Wie, diesen Artikel,“ sagte er, indem er die größer gedruckten Worte vor sich hin in den Bart murmelte: meuchelmörderischer Schurke — Alligator — Dampfboot — Züchtigung — feiler Miethling — feige Lüge. — Ah, ja — ich erinnere mich — ha, ha, ha! — Weht der Wind aus der Ecke? — Ja, Sir, ich schrieb diesen Artikel; allein, Sir, ich hoffe, daß Sie dieser Lappalien nicht mehr gedenken. Wir Journalisten, Sie wissen es ja, Sir, sind zu ein wenig Frechheit im Sprechen berechtigt. Allein bei meiner Ehre, es war nicht böse gemeint. Ich versichere Sie, fuhr er fort, indem er die Hand auf's Herz legte — es gibt keinen Menschen auf der Welt, den ich aufrichtiger verehere, als Sie. Ich hegte stets alle Achtung vor Ihnen, wie Jedermann, der Sie kennt; allein diese Stelle wurde in der Uebereilung des Augenblicks geschrieben. Vielleicht war ich etwas erhitzt; allein so halten wir es ja, wir Journalisten; dergleichen gibt dem Blatt einige Würze. Man weiß ja doch, was man davon zu halten hat; man nimmt es nicht so buchstäblich. Allein wenn ich Sie beleidigte, so bitte ich Sie um Verzeihung, und ich betheure Ihnen, es geschah unabsichtlich.“ Obgleich ich mich keineswegs geneigt fühlte, die Art und Weise zu bewundern, mit der Herr Jenkins seinem Blatte Würze ertheilte, so konnte ich doch nach einer so demüthigen Erklärung nicht weiter gehen, und so schieden wir.

Vitber aus ber Sübsee.

Der neueste wieder angeregte Streit über die Wirksamkeit der Missionäre auf den Sübseeinseln, veranlaßt uns, unsere Leser durch einige Mittheilungen darüber zu unterhalten. Die Berichte

der Missionsinspektoren *Bennet* und *Syerman*, verdienten wohl eine sorgsamere Durcharbeitung als wie sie bisher nur für die Missionsfreunde geliefert worden. Sie ersticken fast in der Fülle des Interessanten, aber es fehlt ihnen jede Ordnung. Uns hier kann es natürlich nicht um diese und eine Compendienartige Aneinanderreihung zu thun sein, sondern nur um Skizzen und Bilder aus dem reichen Naturleben der Insulaner, das über kurz oder lang der europäischen Kultur Platz machen muß.

1. Borabora.

Einen besonders wunderbaren Anblick, gewährt die Insel *Borabora*, nordwestlich von den Gesellschaftsinseln gelegen. Gleich einem Fürsten unter seinen Feldobersten ragt der ungeheure Felsberg, der das eigentliche *Borabora* ausmacht, aus den Riesenhügeln der Inseln rundumher heraus, und die Korallenriffe, die fast jede Südseeinsel umgürten, erstrecken sich bei dieser besonders weit ins Meer herein. Doch ist bekanntlich ihr Hafen einer der vorzüglichsten. Das Christenthum ist hier völlig eingebürgert. Zur Heidenzeit war diese Insel mit Zauberern und Beschwörern angefüllt, die eine unbedingte Gewalt über das leichtgläubige Volk ausübten. Wenn von Ihnen Jemand bezaubert werden sollte, so mußte ihnen irgend etwas gebracht werden, das dieser Person als Eigenthum angehörte; dies schlossen sie nun in eine Kokosnußschale ein, und suchten eine Gelegenheit, dasselbe unter den Ofen zu verstecken, in welchem sie ihr Brot zu baken pflegten. Entdeckte sie nun zufällig dieses Zauberspiel, von dem allgemein geglaubt wurde, daß es dem Menschen den unvermeidlichen Tod bringe, so machte es gemeiniglich den heftigsten Eindruck auf ihr Gemüth, der nicht selten vom plötzlichen Tode begleitet war. Meist aber waren es Gifte, durch welche diese angeblickten Zauberer ihre schwarze Kunst zu üben pflegten; aber — so wurde von den glaubwürdigsten Menschen auf dieser Insel durchgängig versichert — selbst die böchastesten Zauberer scheuten sich, ihr freches Spiel an solchen Insulanern zu versuchen, die dem Christenthum gehuldigt, weil sie glaubten, daß das Christenthum so wie alles europäische Wesen, gegen den Zauber unverwundbar mache.

2. Der Priesterbund der *Areoi*.

Auf dieser Insel lernten die beiden Reisenden viel von dem Wesen der sogenannten *Areoi* kennen, eine Art priesterlichen Bruder-

bundes, ehemals auf allen Inseln des östlichen und westlichen Archipelagus zu Hause, der nach ihrer Schilderung viel ähnliches mit dem altgälischen Priesterbunde hat, nur daß dieser mehr durch abendländische Sitte gezügelt war. Es waren bacchantische Freimäurer, jede Insel hatte ihre aparte Loge mit aparten Statuten, alle aber waren mit einander verbunden. In Schaaren zogen sie von einer Insel zur andern; allenthalben und nirgends zu Haus waren sie willkommen, wegen der Orgien, die nun begannen und auch gefürchtet wegen der Grausamkeiten und Gräuelt, die sie ungestraft an jedem begingen, der ihnen im Wege stand, oder nicht folgte. Die schönsten und kräftigsten Jünglinge und Mädchen gehörten zu ihnen, doch war die Zahl der Männer wohl vier Mal stärker als die der Frauen. Der teuflische Sinn der Berichterstatter verbietet ihnen, von der Art ihrer zügellosen Ausschweifungen zu sprechen; aber der indisch-griechische Buchschreiber, der auch jeden, der sich weigerte ihm zu folgen, dem Untergange Preis gab, findet hier unter den polynesischen Barbaren einen Anklang, dessen Verwandtschaft und Herkunft aus Asien unsern symbolisirenden Geographen und Archäologen zu erklären überlassen bleibe.

Wenn eine Bande dieser Ireoi, melden die Reisenden in ihren frommen Eifer, auf ihren Wanderungen an ein Ufer stieg, so mußten ihnen alsobald die Einwohner mit ihren Gaben an Schweinen und Feldfrüchten zu einem Gastmahle entgegen kommen; jezt ließen sie sich, gleich einem Heuschreckenschwarm, im Distrikte nieder, und lebten nicht nur für sich in der größten Völlerei, sondern schickten auch ihren Bundesgenossen auf andern Inseln zu, was nur immer ihre Hand erreichen konnte. Ihre Beschäftigung war, als Gaukler und Komödianten, zur Belustigung des Volkes, wollüstige Tänze aufzuführen, und lustige Erzählungen aus der Geschichte ihrer Götter und Doreltern in beliebten Volksliedern zu singen. Diese dramatischen Gesänge hatten sie auswendig gelernt, und wurden mit spaßhaften Unterbrechungen und Anspielungen vorgetragen. Ihr Anführer machte, auf einem sieben Fuß hohen Stuhle sitzend, vor der lachenden Menge der Gaukler, und belustigte das Volk mit seinen Grimassen und drolligten Einfällen. Diese Ireoi wurden nicht bloß vom Volke, sondern auch von den Königen und Häuptlingen kräftig unterstützt, weil sie die tauglichen Werkzeuge für ihre Herrschaft in denselben fanden. Darum wurde ihnen auch jede Ausschweifung und jede Gräueltthat gestattet, und nichts, was sie verlangten, durfte ihnen ohne augenblickliche Todesgefahr verweigert werden. —

3. Leben nach dem Tode.

Mit Entsetzen liest man, daß es bei diesen Insulanern ganz herkömmlich war, ihre alten Verwandte, wenn sie ihnen beschwerlich wurden, lebendig zu begraben. Es wurde im Sande am Meeres-Ufer ein Loch gemacht, und die alte und schwächliche Person unter dem Vorwande, sie im Meereswasser zu baden, an das Ufer getragen, in ein Loch geworfen, mit Erde und Steinen zugebett, und der Boden so lange mit ihren Füßen gestampft, bis sie glauben konnten, daß der Begrabene tobt war. In andern Fällen wurde der abgelebte Greis unversehens mit Speeren getödtet, und mit kaltem Blute sein kleines Eigenthum unter die Mörder vertheilt, die sich mit dem Gedanken trösteten, eine überflüssige Last aus der Welt geschafft zu haben.

Nur wenige ihrer Priester hoffen auf ein fleischliches Paradies nach dem Tode, die Mehrzahl ahnete nur ein nebelhaftes Schatten-dasein. Von ihren Königen hatten sie indessen einen ganz besonderen Glauben. Sie meinten nämlich, jeder derselben werde nach seinem Tode in ein nützlichcs Stük Hausrath verwandelt, das in den Palästen der Götter Dienste thue; die Priester mußten nun für sie beten, daß sie ein möglichst gutes Stük wurden, und das finden die Missionaire fromm und lobenswerth!

4. Bildung und Thätigkeit auf Borabora.

Die Geistesbildung der Eingeborenen auf der Inselgruppe von Borabora steht denen der übrigen nicht nach. Scharfsinn, Fähigkeit, ten zu begreifen macht sich überall bemerklich, ihre Sprache ist in mancher Beziehung reicher als die europäische, so haben sie z. B. bei den Zahlwörtern verschiedene Bezeichnungen für die vergangene und die künftige Zeit. Von ihren Rednern wird bemerkt, daß sie eindringlich und kurz sprechen, daß ihre Parlamentsverhandlungen dem brittischen Senate keine Unehre brächten, nur im Arbeiten wollten sie den Europäern nicht gleich kommen. Sie brauchen es nicht! doch haben sie auf Borabora eine schöne Kirche gezimmert, zu der die Balken und Bretter auf den Schultern der Insulaner über die Gebirge getragen werden mußten. Bei Einweihung dieser neuen Kirche ließen die Missionaire die Häuptlinge vorangehen; als sie aber erfuhren, daß dies auch eine heidnische Sitte gewesen, verordneten sie, daß es nicht mehr geschehen solle! das ist freilich eine Andeutung von despotischem Regieren!

5. Polynesische Landschaften.

Daß noch kein Maler, die wundervollen Ansichten der polynesischen Landschaften auf die Leinwand zu bringen, dahin gereist ist! Was leicht skizzirt in Stichen und Lithographien uns davon zu Augen gekommen, gleicht zu wenig dem, was die Reisenden auch mit stumpfer Feder von der majestätischen Schönheit dieser Meeresufer berichten. Inseln mit senkrechten Felsen von 500 Fuß Höhe umgürtet, an denen die Meereswelle bricht, und von denen herab mächtige Waldströme und ungeheure Kaskaden unmittelbar ins Meer fallen, sind Aspekte, die das Auge des Malers doch bisher in keinem bekannten Lande gefunden. Darüber dacht mit tropischem Wald, Feldern und Wiesewachs übergrünte Hochplateaus, welche sich hinziehen zu dem ungeheuren vielfach gezakten Urgebirge der Inseln, deren Spizen mit ewigem Schnee bedekt sind. Dieses Felsenland, nur zerrissen von düstergähnenden Schlünden, davor das Meer, mit seinen Wundern bei Tag und Nacht, oft wimmelnd von der halben Bevölkerung, die darin spielt, denn die Polynesier sind Amphibien, ihre Kinder lernen eher schwimmen als gehen. Ertrinkende zu retten ist ihnen mehr Vergnügen und Spaß als Ernst.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über Thiere.

Der russische Reisende Trinkowski erzählt, daß er einem Mutterkamcele, dem man sein Junges genommen, nicht nur Thränen aus den Augen habe fallen sehen, sondern von demselben auch fünf Tage und Nächte Klagetöne gehört habe.

Bei einem Kriegszuge fiel ein Soldat vor seiner Kanone und so unglücklich, daß die Hinterräder über ihn hätten weggehen müssen. Ein Elephant, welcher hinter der Kanone einherging, sah dies, und ohne einen Befehl von seinem Führer zu erhalten, hob er mit dem Rüssel das Hinterrad so lange in die Höhe, bis keine Gefahr mehr vorhanden. Bei jeder Kanone befindet sich ein Elephant, der ihr folgt; tritt der Fall ein, daß die Ochsen sie nicht fortziehen können, so schiebt er sie mit seinem Rüssel, und in einem Sumpfe schleudert er sie vor sich hin.

Bekanntlich sollen manche Vögel — wie man meint, um die Verdauung zu befördern — kleine Steine verschlucken, und man glaubt dies geschehe nur von diesen gefiederten Thieren. — Die Indianer am Dronoko versichern, daß ein Krokodill, ehe es auf Beute

ausgeht, einen Stein verschluckt, um sich schwerer zu machen, leichter unterzutauken und sein Opfer besser unter das Wasser ziehen zu können. Da mehrere Engländer dies nicht glauben wollten, so schoss Bolivar einige solche Thiere, und man fand in dem größten einen Stein von 60 bis 70 Pfund, und so, je nachdem das Krotobill kleiner oder größer war.

Der Hund ist das einzige Thier, welches bestimmt träumt; er und der Elephant allein verstehen Blicke; der Elephant ist das einzige unter den Thieren, welches Langeweile empfindet, und der Hund das einzige unter den vierfüßigen, welches Worte sprechen lernt. Leibniz sah in Sachsen einen Hund, der vernehmlich 30 Wörter aussprach. (?)

In der Tartarey, wo die Pferde im wilden Zustande leben, und beständig von den Eingebornen gejagt werden, stellen sie Wachen aus, um sich vor Ueberfällen zu hüten, sie haben Befehlshaber, die sie auf ihrer Flucht leiten und diese beschleunigen. Wenn sie in einer Reihe fortziehen, so bemerkt man, daß das erste Pferd stets die Ohren vorwärts und das letzte rückwärts hält, während die Pferde ganz sorglos zu sein und sich auf die Wachsamkeit ihrer Gefährten zu verlassen scheinen.

In jenen heißen Gegenden, welchen die Natur Flüsse und Quellen versagt, leben die Löwen in immerwährendem feberhaften Durste. Auch der Pelikan nistet dort. Um seine Jungen abzukühlen und sie zugleich an das Element zu gewöhnen, welches ihnen später ihre Nahrung geben soll, bringt dieser Vogel von weither in seinem großen Beutel im Schlunde so viel Wasser, daß das ganze Nest davon ausgefüllt wird. Der Löwe und andere wilde Thiere eilen hinzu und löschen ihren Durst, ohne sich jemals an den jungen Vögeln zu vergreifen, als ob sie wüßten, daß darauf sogleich jene Wohlthat für sie ein Ende haben werde.

M i s z e l l e.

London. Neulich waren auf dem Coventgarden-Markt in London früh getriebene Trauben zu haben, das Pfund zu 20 Schilling (10 Gulden). Sehr schöne wurden sogar zu 2 Guineen das Pfund verkauft. B.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 9.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.